

Interview mit Herrn Dr. Ellis Huber auf dem 19. Sächsischer Psychotherapeutentag in Dresden zum Thema Motto:

„Das System in dem wir leben – Was kann Therapie, was müssten wir als Gesellschaft schaffen?“

16.09.2022 – Im Rahmen des 19. Sächsischer Psychotherapeutentag in Dresden interviewte Doreen Hehde, Vorstandsmitglied im bvvp Sachsen-Anhalt, Dr. Ellis Huber. Er war maßgeblich an der Veranstaltung als Referent beteiligt und sprach über gesellschaftliche Spaltungsprozesse, die Menschen krank machen könnten und plädierte für bürgerschaftliche Selbstorganisation und lebendige Führung.

Dr. Ellis Huber ist Arzt und Gesundheitspolitiker. Er war Präsident der Ärztekammer Berlin, ist Vorstandsvorsitzender des Berufsverbands der Präventologen und Vorstandsmitglied des Paritätischen Wohlfahrtsverbandes Berlin.

Lieber Herr Huber, was kann Psychotherapie für unser Gesellschaft bewirken?

Die Gesellschaft, in der wir leben, macht etwas mit den Menschen, an jedem Ort, an dem sie tätig sind, ob oben oder unten, ob sie links sind oder rechts. Viele der Probleme, die unsere Gesellschaft produziert, landen am Ende in der Arztpraxis oder der Psychotherapeutenpraxis und können dort wahrgenommen werden.

Therapie hilft zum einen dem Individuum, das eigene Leben besser meistern zu können. Therapie gibt Beziehungssicherheit – und Beziehungsverunsicherung ist heute ein vorherrschendes Problem. Zum anderen kann Therapie aber auch, wie ein Seismograph, Stimmungen wahrnehmen und gesellschaftliche Krisen aufdecken und diese abstrakt als Gesamtbild an die Gesellschaft zurückspiegeln. Mein Appell: Nehmt die Ängste, die Depression, den Herzinfarkt, den Rückenschmerz wahr, aber guckt auch, welche gesellschaftlichen Zwänge spielen bei deren Entstehung eine Rolle und zeigt das als Community der sozial verantwortlich tätigen Psychotherapeuten der Gesellschaft auf.

Was kann die Gesellschaft selbst leisten?

Sie muss ehrlicher werden. Alle Menschen haben unbewusst die Angst, dass die Welt zerstört wird - dass die Natur zerstört wird und das menschliche Miteinander ebenso. Diese Angst hat im Coronavirus ein Gesicht und einen Namen bekommen. Deswegen folgte darauf projektiv eine Angstexplosion in der Bevölkerung. In Wirklichkeit geht es aber um eine ganz andere Angst. Die Gesellschaft kann sich nicht ändern, solange die Politik keine der Demokratie förderliche Führungskultur hat. Und wir haben es versäumt, eine zur Demokratie passende Führungskultur zu entwickeln. Die meisten Politiker bezirzen die Bevölkerung, um gewählt zu werden und versprechen ihr viel. Kaum sind sie gewählt worden, haben sie nicht das Empfinden, sie müssten jetzt für das allgemeine Wohl ihrer Wähler Verantwortung übernehmen, sondern sie fühlen sich legitimiert, über ihre Wähler zu bestimmen. Deswegen hatten wir in der Corona-Pandemie eine autoritative Rohrstockpolitik. Man hat die Leute viel zu wenig dazu befähigt, selber aktiv zu werden und zu handeln. Diese Spaltung in Für und Wider, in Gut und Böse, also diese moralisch

überzogene Bewertung von Argumenten, hat in Deutschland sehr viel mehr Schaden angerichtet als in anderen Ländern. Am besten ist Finnland da rausgekommen. In Finnland regieren vornehmlich Frauen. Die sind meines Erachtens dialogisch kompetenter und bereit, die betroffenen Menschen stärker einzubinden. Eine partizipatorische Politik im Gegensatz zu der hier üblichen autoritativen, das müssen wir neu entwickeln.

Was glauben Sie, Herr Dr. Huber, kann jeder Einzelne tun?

Der Einzelne muss sich davon lösen, Geld und Besitz als Maßstab dafür zu akzeptieren, ob jemand ein guter, erfolgreicher Mensch ist. Der Einzelne sollte in seinen Lebenswelten mit anderen zusammen für ein wachsendes Miteinander und mehr Mitmenschlichkeit sorgen. Wir müssen aus dieser Konkurrenz- und Rivalitätsgesellschaft herauskommen und dafür auch bereit sein, auf Konsumgüter zu verzichten. Sein statt Haben lautet die Perspektive für eine bessere Lebenswelt.

Ich mag den ärztlichen Beruf und ich mag den psychotherapeutischen Beruf. Ich habe immer auch erlebt, dass Krankheit auch ein Körperstreik gegenüber unzumutbaren Lebensverhältnissen sein kann. Und ich hoffe, dass Ärzt*innen und Psychotherapeut*innen häufiger ihr Wort für den Wandel dieser Gesellschaft erheben und für die Gesundheit des Sozialen eintreten.